

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

S. FISCHER



MARK W. MOFFETT

**WAS UNS
ZUSAMMENHÄLT**

Eine Naturgeschichte
der Gesellschaft

Aus dem Amerikanischen von Sebastian Vogel

S. FISCHER



Erschienen bei S. FISCHER

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »The Human Swarm. How Our Societies Arise, Thrive, and Fall« im Verlag Basic Books in New York

Copyright © 2018 by Mark W. Moffett

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2019 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,
D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-10-002385-8

KAPITEL 1

Was eine Gesellschaft nicht ist (und was sie ist)

Blickt man vom oberen Ende der Treppe in die Haupthalle des New Yorker Grand Central Terminal hinunter, sieht man Schwärme von Menschen unter der berühmten vierseitigen Uhr herumwuseln. Das Stakkato-Geklapper der Schuhe auf dem Tennesseeemarmor und der Lärm der Stimmen, der an- und abschwilt wie das Meeresrauschen in einem Schneckenhaus, hallt in der akustischen Wunderhöhle wider. Hoch oben bildet das Deckengewölbe, auf dem die Bilder von 2500 Sternen an den Stellen festgefroren sind, an denen sie sich auf ihrem vorbestimmten Weg in einer New Yorker Oktobernacht befanden, das perfekte Gegenstück zu dem Gewimmel der Menschen dort unten.

Schon die schiere Zahl und Vielfalt der Menschen, die aneinander vorüberhasten oder hier und da für ein Gespräch zusammenstehen, macht diese Szene zu einem Mikrokosmos für die menschliche Gesellschaft insgesamt: eine Gesellschaft, die keine willkürliche Ansammlung von Menschen ist, sondern eine beständige Gruppe, die ein Territorium besiedelt und Bindungen zwischen ihren Angehörigen entstehen lässt bis hin zu einem Zusammengehörigkeitsgefühl, das wir als Patriotismus bezeichnen. Wenn wir uns solche Gesellschaften vor Augen führen – die Vereinigten Staaten zum Beispiel oder auch das alte Ägypten, die Azteken, die Hopi-Indianer –, dann erkennen wir, dass Gruppen für die menschliche Existenz von zentraler Bedeutung sind und das Fundament unserer kollektiven Vergangenheit bilden.

Welche Eigenschaften machen eine Population zu einer Gesellschaft? Ob wir an Kanada, an die antike Han-Dynastie, an einen Stamm im Amazonasgebiet oder auch an ein Löwenrudel denken, eine Gesellschaft ist immer eine abgegrenzte Gruppe von Individuen, die mehr ist als nur eine einfache Familie – mehr als ein Elternteil, oder auch beide,

mit ihren direkten Nachkommen; ihre gemeinsame Identität hebt sie von anderen derartigen Gruppen ab und wird über die Generationen stetig aufrechterhalten. Am Ende bringt sie möglicherweise sogar andere derartige Gesellschaften hervor, wie beispielsweise die Vereinigten Staaten, die sich von Großbritannien trennten, oder ein Löwenrudel, das sich in zwei Rudel aufspaltet. Der wichtigste Punkt ist, dass sich an der Mitgliedschaft in einer Gesellschaft nur selten und nur unter Schwierigkeiten etwas ändert; eine solche Gruppe ist geschlossen, ihre Mitglieder fühlen sich einander verpflichtet, und selbst wenn sie sich in der Intensität ihres Gruppenbewusstseins unterscheiden, schätzen die meisten die Zugehörigkeit zu dieser Gruppe höher als jede andere Form von Mitgliedschaft – von der Bindung an die Kernfamilie einmal abgesehen. Unter Menschen zeigt sich diese Bedeutung in dem Engagement, um der Gesellschaft willen zu kämpfen und sogar zu sterben, sollte es die Situation erfordern.¹

Manche Sozialwissenschaftler halten Gesellschaften für Arrangements, die erst in den letzten Jahrhunderten entstanden sind, Konstrukte, die sich in erster Linie politischer Bequemlichkeit verdanken. Für den verstorbenen Historiker und Politikwissenschaftler Benedict Anderson waren Nationen »vorgestellte Gemeinschaften«, weil ihre Bevölkerungszahl so groß ist, dass ihre Mitglieder nicht jeden einzelnen Mitbürger kennen können.² Tatsächlich stimme ich ihm im Grundsatz zu. Gemeinsame Vorstellungen dienen dazu, uns, die wir dazugehören, von den anderen, den Außenstehenden, zu unterscheiden. Darum sind sie das Einzige, was wir brauchen, um Gesellschaften zu schaffen, die als Einheiten klar umrissen sind.

Aber Anderson äußerte auch die Vermutung, diese erfundenen Identitäten seien Kunstprodukte der modernen Zeit und der Massenmedien, und in diesem Punkt bin ich anderer Ansicht. Gemeinsame Vorstellungen verbinden die Menschen durch eine mentale Kraft, die nicht weniger wahr und echt ist als die physikalische Kraft, die Atome in den Molekülen zusammenhält; beide Kräfte lassen etwas Reales entstehen, und das war schon immer so. In Wirklichkeit gilt sein Konzept der vorgestellten Gemeinschaften nicht nur für moderne Gesell-

schaften, sondern für alle Gesellschaften der Menschen, und das wahrscheinlich von ihren Ursprüngen an. Die Gesellschaften der Jäger und Sammler, die durch ein Gefühl der gemeinsamen Identität zusammengehalten wurden, waren nicht darauf angewiesen, dass ihre Mitglieder Eins-zu-eins-Beziehungen ausbildeten oder sich überhaupt gegenseitig kannten (wir kommen noch darauf zurück); auch bei anderen Tieren sind Gesellschaften fest im Geist ihrer Mitglieder verankert, und so gesehen sind sie ebenfalls vorgestellte Gemeinschaften. Das macht aus dem Zusammenschluss von Menschen zu Gesellschaften nun aber nichts Primitives oder weniger Menschliches. Gesellschaften wurzeln in der Natur, aber sie haben sich in hochkomplexer Weise zur Blüte entwickelt, eine Besonderheit unserer Spezies, wie ich noch zeigen werde.

Die Ansichten, die ich in diesem Buch darlegen werde, fangen nach meiner Überzeugung das ein, was die meisten Menschen im Sinn haben, wenn wir von »einer Gesellschaft« sprechen. Natürlich hat jedes Wort verschiedene Bedeutungsnuancen, und genau wie eine Gesellschaft von Tieren einer Gesellschaft von Menschen nicht äquivalent ist, so sind auch zwei menschliche Gesellschaften nicht vollkommen äquivalent. Denen, die sich darüber Gedanken machen, wo man die Grenze ziehen soll, sage ich: Die Nützlichkeit jeder Definition zeigt sich am besten daran, wie viel wir aus anormalen Situationen lernen können, in denen das Wort nicht ganz zutrifft. Legt man ausreichend enge Kriterien an, bricht jede Definition mit Ausnahme solcher für mathematische Begriffe und andere Abstraktionen zusammen. Zeige mir ein Auto, dann zeige ich dir vielleicht einen Schrotthaufen, der früher einmal als Auto funktioniert hat (und im Kopf eines Mechanikers vielleicht immer noch eines ist). Zeige jemandem einen Stern, und ein Astronom spricht von einer Masse zusammengeballten, stark erhitzten Staubes. Das Kennzeichen einer guten Definition besteht nicht nur darin, dass sie die Unbekannten (die »X«) fein säuberlich beschreibt, sondern dass sie zusammenbricht, wenn es bei der Betrachtung von X auf konzeptioneller Ebene spannend wird.³ Es gibt Länder, die meine Vorstellung von einer Gesellschaft als einer geschlossenen Gruppe mit einer gemeinsamen Identität in aufschlussreicher Weise strapazieren.

Im Iran beispielsweise leben viele ethnische Kurden, obwohl die Regierung versucht, ihre Identität als Gruppe zu unterdrücken. Die Kurden jedoch verstehen sich als eigenständige Nation und beanspruchen das Recht auf ein eigenes Territorium. Situationen wie diese – in denen die Identität von Menschen wie den Kurden mit der der Gesellschaft, in der sie leben, kollidiert – werfen Licht auf die Faktoren, die Gesellschaften im Laufe der Zeit entweder stärken und erweitern oder zerreißen und neue entstehen lassen.⁴

In meinem Fachgebiet, der Biologie, und auch in der Anthropologie formulieren viele Fachleute eine andere Definition für Gesellschaft, eine, die nicht von der Identität ausgeht: Danach ist eine Gesellschaft eine Gruppe, die kooperativ organisiert ist.⁵ Obwohl Soziologen anerkennen, dass Kooperation für den Erfolg einer Gesellschaft unentbehrlich ist, setzen sie eine Gesellschaft nur noch selten mit einem kooperativen System gleich.⁶ Dennoch liegt es nahe, sich eine Gesellschaft auf diese Weise vorzustellen, und das aus gutem Grund: Wir Menschen haben uns in der Evolution so entwickelt, dass Kooperation für unser Überleben unentbehrlich ist. Menschen kooperieren stärker als andere Tiere, und wir haben unsere Fähigkeit verfeinert, sowohl unsere eigenen Absichten mitzuteilen als auch die Absichten anderer zu erschließen, um gemeinsame Ziele zu erreichen.⁷

Kooperation und Identität - Was uns zusammenhält

Wenn wir die Kooperation im Unterschied zur sozialen Identität als entscheidendes Merkmal von Gesellschaften und Grundlage zur Unterscheidung der einen Gesellschaft von der anderen betrachten wollen, fangen wir am besten mit der Hypothese vom sozialen Gehirn an. Sie wurde von Anthropologen entwickelt, die damit die Entstehung der Intelligenz erklären wollten. Sie postuliert, dass mit der Größenzunahme unseres Gehirns auch unsere sozialen Beziehungen gewachsen sind, wobei das eine die zunehmende Größe und Komplexität des jeweils anderen vorantrieb.⁸ Der Anthropologe Robin Dunbar aus Ox-

ford beschrieb eine Korrelation zwischen der Gehirngröße einer Spezies – um genau zu sein: dem Volumen der Großhirnrinde – und der durchschnittlichen Zahl von sozialen Beziehungen, die Individuen der betreffenden Spezies pflegen. Unsere engsten Verwandten, die Schimpansen, können nach Dunbars Befunden ungefähr mit fünfzig Koalitionspartnern oder Verbündeten zurechtkommen: Diese fünfzig, mit denen ein Individuum am engsten kooperiert, könnte man als seine Freunde bezeichnen.⁹

Menschen sind nach Dunbars Berechnungen in der Lage, im Schnitt ungefähr 150 Beziehungen aufrechtzuerhalten, wobei die engsten Freunde im Laufe der Zeit unter Umständen wechseln können, wenn Freundschaften neu geschlossen werden oder sich auflösen. Diese Zahl bezeichnet Dunbar als »die Zahl der Menschen, mit denen man ohne Verlegenheit ein Glas trinken kann, wenn man sie in einer Kneipe zufällig trifft«. ¹⁰ Deshalb wird sie auch als Dunbar-Zahl bezeichnet.

Die Hypothese vom sozialen Gehirn lässt viel Raum für Diskussionen. Vor allem vereinfacht sie stark: Eine Menge grauer Gehirns substanz zu besitzen hat zweifellos noch viele andere Vorteile, als nur die Peter, Johns und Janes im Kopf zu behalten, denen man begegnet ist. Der Zusammenhang spielt ebenfalls eine Rolle. Auf einer Fachkonferenz beispielsweise wird ein Wissenschaftler höchstwahrscheinlich viele Interessen mit vielen der Teilnehmer teilen und sich bereitwillig einer beliebig großen Zahl von Menschen aus diesem Personenkreis an der Bar anschließen. Auch Freundschaft ist keine Ja/Nein-Kategorie. Angenommen, die gefundene Dunbar-Zahl liegt bei 50 oder 400, wäre das schlicht ein Hinweis auf ein größeres oder geringeres Maß an Vertrautheit oder Übereinstimmung.

Doch unabhängig davon, wie viel Hirnkapazität wir für unsere Beziehungen aufbringen müssen, die Größe unseres Freundeskreises kommt nicht einmal ansatzweise in die Nähe der Größe eines Nationalstaats. Die Diskrepanz zwischen unserer Fähigkeit, in unserem Leben für 150 Kumpel Platz zu schaffen, und der von Schimpansen, die das nur für fünfzig auf die Reihe bringen, ist zu klein, um die heutigen Gesellschaften der Menschen mit ihrer atemberaubenden Größe zu erklären –

selbst für die kleineren Gesellschaften der Vergangenheit funktioniert das nicht. Tatsächlich gab es von der Steinzeit bis zum Internetzeitalter nie eine menschliche Gesellschaft, die für mehr als eine flüchtige Minute allein aus einer Schar von Brüdern bestand, einer Clique von bis zu 150 Freunden und Familienmitgliedern, die in gegenseitiger Bewunderung lebten. Wer etwas anderes glaubt, würde das Wesen der Freundschaft und damit auch unserer privaten Netzwerke von Freunden missverstehen. Ob im überbevölkerten Indien, im polynesischen Inselstaat Tuvalu mit seinen 12 000 Bürgern oder im winzigen Stamm der El Molo am Ufer des Turkanasees in Kenia – niemand schließt Freundschaft oder kooperiert mit jedem in einer Gesellschaft: Immer wird ausgewählt. Als Jesus sagte, man solle seinen Nächsten lieben wie sich selbst, meinte er damit nicht, dass man jedermanns Freund sein müsse. Von den El Molo einmal abgesehen, gibt es in jeder Gesellschaft zumindest einige Menschen – in den meisten Fällen sogar sehr viele –, die wir niemals kennenlernen werden, von Freundschaft ganz zu schweigen. Und wir brauchen uns auch nicht den Kopf zu zerbrechen wegen derjenigen, die wir nicht als Freunde auswählen oder die uns zurückweisen – unser schlimmster Feind besitzt fast immer den Pass unseres eigenen Landes.

Die gleiche Diskrepanz zwischen der Dunbar-Zahl für eine Spezies und der Größe ihrer Gesellschaften zeigen auch die Befunde über die Interaktionen der Individuen. Eine Schimpansengesellschaft, auch Gemeinschaft genannt, hat häufig weit über hundert Mitglieder, aber schon bei einer Gemeinschaft von fünfzig Affen, die nach Dunbars Rechnung ausschließlich aus besten Freunden bestehen sollte, ist dies in Wahrheit nie der Fall.¹¹

Die »kognitiven Beschränkungen der Gruppengröße« (so Dunbars Formulierung) geben manchen Anhängern der Hypothese vom sozialen Gehirn Rätsel auf. Das liegt daran, dass soziale Netzwerke (in denen die sozialen Bindungen unterschiedlich stark sind und von der jeweiligen Sichtweise einer Person abhängen – und wie sie beispielsweise durch die Dunbar-Zahl beschrieben werden) mit abgegrenzten Gruppen (und insbesondere den Gesellschaften selbst) verwechselt werden.¹² Beide spielen im Leben von Menschen und anderen Tieren

eine Rolle. Gesellschaften mit ihren klaren Abgrenzungen liefern den Nährboden, auf dem langfristige, wenn vielleicht auch veränderliche kooperative Netzwerke wachsen können. Selbst wenn solche Netzwerke hin und wieder alle einschließen, gedeihen sie am besten unter den Mitgliedern, die gut miteinander zurechtkommen; dies geschieht auf Grundlage der Klugheit und der Kooperationsfähigkeit jeder einzelnen der beteiligten Personen.

Gesellschaften, die sich aufgrund der Identität ihrer Mitglieder voneinander unterscheiden und abgrenzen, beruhen auf mehr als nur persönlichen Netzwerken von Verbündeten. Und anders als andere Spezies sorgen die Menschen mit jeder Menge Regeln, die sich im Detail von Gesellschaft zu Gesellschaft unterscheiden, für ein funktionierendes Sozialleben und starke soziale Netzwerke. Wir diskutieren bestimmte Vorgehensweisen – und Strafen –, um einen fairen Austausch und ethisches Verhalten durchzusetzen, die allen zum Wohl gereichen. Der Müllarbeiter trägt seinen Teil bei, indem er den Müll von Fremden einsammelt und als Gegenleistung seinen Lohn erhält. Er kauft Kaffee von dem Ladenbesitzer an der Ecke, den er nicht kennt, und spricht bei einer Kirchen- oder Gewerkschaftsversammlung vor Hunderten ihm unbekannter Leute. Die Steuerung solcher Interaktionen hat allerdings ihre Grenzen. Trotz des gemeinsamen Nutzens für Wirtschaft und Schutz, den eine Gesellschaft bietet, können Meinungsverschiedenheiten zwischen verschiedenen Fraktionen schmerzhaft sein, insbesondere wenn es darum geht, was als eigener Anteil und was als Allgemeinwohl gilt. Aber solche Streitigkeiten sind das wenigste. Es gibt keine Gesellschaft ohne Verbrechen oder Gewalt (das Gegenteil von Kooperation), die von einem Vollmitglied oder einer Gruppe solcher Mitglieder gegen andere begangen werden. Und doch können Gesellschaften über Jahrhunderte bestehen bleiben, selbst wenn Fehlfunktionen ihre Auflösung begünstigen – hier fällt einem sofort das Römische Reich ein, es gibt aber auch unzählige andere Beispiele.

Im Allgemeinen können wir aber davon ausgehen, dass Gesellschaften die Kooperation begünstigen. Damit eine Gesellschaft zerbricht, ist viel mehr Egoismus und Zwietracht notwendig, als es die Intuition ver-

muten lässt. In seinem Buch *The Mountain People* [dt. *Volk ohne Liebe*] zeichnet der britischstämmige Anthropologe Colin Turnbull den moralischen Verfall beim Volk der Ik in Uganda während einer katastrophalen Hungersnot in den 1960er Jahren nach: Sie führte zur Missachtung sozialer Bindungen und zum Tod von Kindern und älteren Menschen. Turnbulls Bericht zeigte, wie weit eine Gesellschaft sich angesichts von Belastungen auflösen kann; dennoch lebten die Ik weiter.¹³ Auch Venezuela bleibt weiterhin intakt, obwohl es wiederholt zum wirtschaftlichen Zusammenbruch kam und die Mordquote in der Hauptstadt Caracas in manchen Jahren höher liegt als in einem Kriegsgebiet. Jedes Mal, wenn ich dort einen unerschrockenen Freund besuche, fährt er mit hoher Geschwindigkeit durch die holprigsten Nebenstraßen, um den Schießereien durch die *motorizados* auf der Autobahn zu entgehen. Trotz allem liebt er das Land. Erstaunlicherweise legen die Venezolaner in jeder Hinsicht ebenso viel Zugehörigkeitsgefühl und Stolz für ihre Nation an den Tag wie die US-Amerikaner für die ihre.¹⁴ Gesellschaften haben schon Schlimmeres überstanden. Während des Goldrausches in Kalifornien beispielsweise war die Mordquote weitaus höher als im heutigen Venezuela.

Meinungsverschiedenheiten und Zwietracht können also das Gewebe von Gesellschaften ausfransen lassen, ihr Gegenteil, die Kooperation, schweißt Gesellschaften aber nicht zwangsläufig zusammen und trennt sie auch nicht unbedingt von anderen Gesellschaften. Das gilt selbst dann, wenn die Kooperation zu dem gesellschaftlichen Kapital beiträgt, das sich zwischen ihren Mitgliedern aufbaut, und die Produktivität des Ganzen steigert. Die Behauptung, das Leben in einer Gesellschaft basiere auf Kooperation, wirft vor allem das Problem auf, dass man damit vieles von dem ignoriert, was das Leben in einer Gesellschaft zu einer Herausforderung macht. Anfang des 20. Jahrhunderts deutete der Gesellschaftstheoretiker Georg Simmel Kooperation und Konflikt als untrennbare »Formen der Vergesellschaftung«, von denen die eine nicht ohne die andere denkbar sei.¹⁵ Sich übermäßig auf die Kooperation zu konzentrieren ist demnach Rosinenpickerei.

Auch in den Gesellschaften unserer Menschenaffenvettern sind

Freundlichkeit und Kooperation nur ein Teil des Bildes. Schimpansen schüchtern einander ein oder kämpfen erbittert um ihren Status, wobei die Verlierer am Ende hin und wieder ausgestoßen oder getötet werden. Die dürftige Unterstützung, die Menschenaffen sich gegenseitig außerhalb der Mutter-Kind-Beziehungen angedeihen lassen, kommt in der Regel dann zum Vorschein, wenn mehrere Tiere gemeinsam Konkurrenten vertreiben wollen und dabei so kämpfen, dass eines von ihnen am Ende den Status des Alphamännchens erlangt. Schimpansen tun sich auch zusammen, um Rote Stummelaffen zu jagen; manchen Berichten zufolge töten sie ihre Beute dabei aber vor allem durch gleichzeitiges Handeln und nicht durch gezielte Zusammenarbeit. Der Schimpanse, der am Ende das Fleisch besitzt, lässt andere vielleicht davon probieren, aber nur nachdem sie darum gebettelt haben. Bonobos, die ähnlich aussehen wie Schimpansen, nur mit kleineren Köpfen und rosa Lippen, sind etwas freundlicher. Aber auch sie stehlen Mitgliedern ihrer Gemeinschaft Fleisch, wenn sie können, und sie sind nicht kooperativer als Schimpansen.¹⁶

Selbst bei sozialen Insekten, die Musterbeispiele für Kooperation ohne Geist, kommt es manchmal zum Familienkrach und zu egoistischem Handeln. Bei den meisten Arten sozialer Insekten ist die Königin das einzige Individuum, das sich fortpflanzt, doch bei Honigbienen und manchen Ameisenarten legen auch einige Arbeiterinnen heimlich Eier. Solche Nester sind unter Umständen regelrechte Polizeistaaten: Die anderen Arbeiterinnen sind eifrig bestrebt, jedes Ei zu zerstören, das nicht von der Königin stammt.¹⁷ Und bei allen Arten machen sich Individuen, die sich davor drücken, ihren Beitrag zu leisten, bei den anderen unbeliebt; wie Gesellschaften von den Gliederfüßern bis zum Menschen mit Betrügnern umgehen und Fairness durchsetzen, ist ein eigenes Forschungsgebiet.¹⁸

Angenommen, eine Gesellschaft besteht aus ausreichend klar definierten Mitgliedern: Wie viel Kooperation ist dann bei Tieren ganz allgemein notwendig, um sie zusammenzuhalten? In der Theorie nicht viel. Fremde zu vertreiben könnte das Minimum an Zusammenarbeit sein, das gebraucht wird. Stellen wir uns einmal einen Einzelgänger vor,

der seinen exklusiven Platz oder sein Revier verteidigt, indem er Steine nach jedem wirft, der in seine Nähe kommt. Jetzt stellen wir uns vor, ein paar solcher Lebewesen besiedelten gemeinsam ein Territorium. Jedes von ihnen wirft genau wie zuvor Steine auf Außenstehende, mit einem Unterschied: Gegenseitig lassen sich die Bewohner in Ruhe. Dieser stillschweigende »Nichtangriffspakt« – die Vereinbarung, friedlich nebeneinander zu leben – kann als rudimentäre Form von Kooperation gelten.

Natürlich hätten Gesellschaften sich in der Evolution nicht entwickeln können, wenn sie nicht der Gruppe (Evolutionbiologen sprechen von Gruppenselektion) und/oder ihren einzelnen Mitgliedern einen Vorteil geboten hätten.¹⁹ Welchen Reiz könnte eine solche lieblose Zusammenrottung gehabt haben? Eine derartige Gesellschaft wäre sinnvoll, wenn beispielsweise zehn Tiere, die auf die beschriebene Weise mit Steinen werfen, ein Revier besetzen könnten, das zehnmal größer ist als das, das sie alleine bewohnen, oder wenn sie in der Lage wären, mit weniger Aufwand und weniger Risiko für das einzelne Mitglied ein hochwertigeres Revier zu besiedeln. Ebenso wäre es möglich, dass sie allein durch das Fernhalten anderer diejenigen ausschließen, deren Zuverlässigkeit als Steinewerfer nicht gesichert ist, während sie sich gleichzeitig exklusive Möglichkeiten sichern, sich miteinander zu paaren (selbst wenn es innerhalb der Gruppe noch zahlreiche Kämpfe um die Frage gibt, wer mit wem Sex haben darf).

(...)